

# UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT



Sommer  
2006

Mitteilungsblatt des Historischen Vereins für Ermland  
Jahrgang 52  
Nr. 3

## Begegnung mit Olsztyn / Allenstein, der Stadt meiner Vorfahren

Ein ganz persönlicher Bericht

Von Gerd Fischer

Was will ich eigentlich hier, in Allenstein, auf dem katholischen Friedhof bei der St. Josephi-Kirche? Ich bin kein Tourist, ich bin kein Heimwehkranker. Ich bin deutscher Geschichtslehrer und nehme teil an einer einwöchigen Sommerakademie mit dreißig deutschen und polnischen Kollegen zu dem Thema, wie historische Fragen in deutsch-polnischen Schüleraustauschprojekten angegangen werden können: Das Problem der Vertreibung als Großthema; die deutsch geprägte Geschichte Ostpreußens nicht als Feindbild, sondern als Neuentdeckung der regionalen Wurzeln im modernen polnischen Bewusstsein.

Ich habe mich an diesem Nachmittag sozusagen unerlaubt entfernt von der Tagung, obwohl die Frage nach dem Wirken und der nationalen Vereinnahmung von Kopernikus auf dem Programm steht und ich dazu gern etwas beigetragen hätte etwa in dem Sinne, dass schon die Fragestellung, ob er Deutscher oder Pole war, an der historischen Realität vorbeigeht, die Tatsache jedoch, dass sie in vielen Köpfen noch immer als ernsthafte Auseinandersetzung gedacht wird, typisch für die deutsch-polnischen Probleme bis in die Gegenwart ist. Mit meinem Vater hätte ich darüber gar nicht sprechen können, ohne dass erhebliche Missstimmung aufgekommen wäre.

Vor sieben Jahren war ich schon einmal hier, zum ersten Mal in Allenstein, der Geburtsstadt meines Vaters, ein Jahr nach seinem Tod. Er hat den Verlust seiner Heimat, den gewaltsamen Tod seiner Eltern beim Einmarsch der Russen am 21.1.1945, von dem er über ein Jahr später in französischer Kriegsgefangenschaft durch wortzahllimitierte Gefangenepost erfuhr, nicht verwunden, und wollte sie wohl aus Angst vor der emotionalen Belastung nicht wiedersehen, so lange dort, wie er sich ausdrückte, „die Polacken“ herrschen.

Knapp zwei Stunden hatte ich damals; ich war von Warschau aus mit einer Gruppe deutscher und polnischer Schüler auf einer zweitägigen Exkursion nach Masuren, und meine Kollegen gestanden mir diese Zeit dankenswerterweise zu um etwas allein herumzustreifen, während die Gruppe ihre Unterkunft im Hotel im Hohen Tor bezog – ausgerechnet hier: das Hohe Tor hatte

als erinnerungsträchtiger Farbdruck jahrzehntelang in schwarzem Rahmen einen Ehrenplatz an der Wand des ‚guten‘ Wohnzimmers meiner Eltern eingenommen und in gewisser Weise für mich und meine jüngeren Geschwister den Mythos Allenstein symbolisiert: Jahrzehntlang bedeutete er etwas Dunkles, Tragisches, weit Entferntes – und zugleich doch auch wieder seltsam Intim-Vertrautes durch die Fotos in einem Karton unseres Vaters, seine spärlichen Erzählungen, die festen Bilder, die sich von Kind an dazu in meinem Kopf gebildet hatten: Etwas wo man nicht hin konnte, eine Art verlorenes gelobtes Land, wo wir eigentlich hin gehörten; über das wir, obwohl wir fast nichts darüber wussten, nur ehrfurchtsvoll, mit getragener Stimme, reden konnten, am besten jedoch gar nicht, denn schon das Reden bedeutete Trivialisierung; etwas, was wir in einer Art ehrender Erinnerung behalten sollten, obwohl wir es gar nicht kannten, im Hintergrund die Melodie von „Land der dunklen Wälder, und der stillen Seen“ auf der Schallplatte, die meine Mutter ihm einmal geschenkt hatte, die aber ebenfalls fast nie angehört wurde; etwas, das in den Augen meines Vaters, in seiner Mimik lebte, wenn er denn einmal bruchstückhaft von Allenstein erzählte, ein besonderer Ausdruck, wie bei der Christmette, wie beim Singen des Tantum Ergo, wie beim demütigen Neigen des Kopfes nach der Heiligen Kommunion – da wurde gleichsam vom Höchsten gesprochen, was es auf Erden gab...Dort, in Allenstein, war das wirkliche Leben gewesen, vor dem Krieg; die Eltern waren herzensgute Menschen gewesen, gute Eltern ihrem Sohn, der Vater ein hervorragender Fachmann und geachtet in seinem Beruf, als Verwaltungsoberinspektor die rechte Hand des Landgerichtspräsidenten, ein treu sorgender Ehemann für seine Frau, die nach dem Tuberkulose-tod der erstgeborenen Tochter leidend daniederlag, ein Mann, dem Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Pflichtbewusstsein über alles ging, der jeden Morgen mit dem Besuch des Sechs-Uhr-Gottesdienstes in der Herz-Jesu-Kirche begann, um dann seiner Frau des Frühstückes ans Bett zu bringen, bevor er zum Dienst ging...Es wurde viel spazieren gegangen, besonders im Stadtwald, rustikale

Holzbrücken spannten sich über das Alletal, mit dem Rad streifte man durch endlose Wälder, es war immer sommerlich warm und schön oder man fuhr Schlittschuh auf vereisten Seen bei traumhaft grimmigem, anhaltend schneereichem Winterwetter ...

Dies alles ist nur ein Abriss der inneren Folie von Menschen ohne Fehl und Tadel, ohne Konflikte, in einer idyllisch schönen Kleinstadt in einer traumhaften Landschaft, des Mythos Allenstein, der kindlichen Bilder, die ins Bewusstsein drängten, die trotz allen rationalen Rüstzeugs des Geschichtslehrers einen Erregungszustand der Erwartung verursachten, als ich 1997 mit dem Bus voller Schüler zum ersten Mal auf Allenstein zu fuhr.

Die ins Zentrum führende Straße war belebt, rechts und links ein Durcheinander an alten verfallenden und – teilweise trostlosen – modernen Bauten, versetzt mit einem unerwarteten Schilderwald an bunter Reklame. Wir mussten etwas mühsam unseren Weg zum Hotel am Hohen Tor suchen; keine Zeit für Gefühle. Einfache Überraschungen: ich hatte mir Allenstein völlig selbstverständlich als ganz ebene Stadt vorgestellt, es hatte nie jemand vom Auf und Ab der Straßen erzählt, das für Fußgänger durchaus sehr spürbar ist. Kurz nach der Ankunft im Hotel begann meine knapp zweistündige „Auszeit“; es war der 17. April, Mittagszeit; inzwischen tauchte die Sonne alles in ein freundliches Licht, aber es war noch sehr kalt, kaum 5 Grad, die Vegetation noch völlig kahl im Gegensatz zu Hannover. Ich ließ mich von einem Taxi zur Tadeusza Kosciuszki 23 fahren, doch gut, dass ich ein paar Worte Polnisch konnte, in wenigen Minuten war ich da, es hätte zu Fuß vom Zentrum aus 20-25 Minuten gedauert.

Da stand es nun, das Haus Roonstr. 23, mit dem hohen Spitzgiebel, dem geduckt geschwungenen langgezogenen Gaubenfenster im Dach, dem massigen Erkervorsprung über dem Hauseingang; überall auf freier Fläche in Höhe der Parterre waren Hinweis- und Reklameschilder von Läden angebracht, an der großen Kreuzung mit Imbissbude und kleinen Läden herrschte geschäftiges Hin und Her. Während ich es aus allen Winkeln und Perspektiven betrach-

## Hundert Jahre Kloster Regina Coeli in Braniewo / Braunsberg

Von Relinde Meiwes

„Wie Gott will“ – diesem Leitgedanken ihrer 1999 seliggesprochenen Gründerin Regina Prothmann fühlen sich die Schwestern von der hl. Katharina verpflichtet. Im ermländischen Braunsberg begannen sie 1571 mit ihrem Werk, und seit dieser Zeit sind die Katharinerinnen aus dem öffentlichen Leben kaum mehr wegzudenken. Noch heute gehen sie in Braniewo wie in anderen Städten und Dörfern weltweit ihrer Arbeit nach. Die Schwestern sind – wie eh und je – gut ausgebildet, viele haben heute studiert und engagieren sich in der Pastoral- und Sozialarbeit. Ausgangspunkt der Aktivitäten in Polen ist das Kloster Regina Coeli, dessen 100jähriges Bestehen im Juni diesen Jahres gefeiert wurde.

Während sich die genaue Lage der ersten Klostergebäude nur noch annäherungsweise rekonstruieren lässt, kann man den Ort des sogenannten „alten Klosters“ genauer bestimmen. Es befand sich in der Nonnengasse und wurde 1858 grundlegend saniert und erweitert. Wie viele andere Kongregationen in ganz Europa, erfreute sich auch die traditionsreiche ermländische Frauenkommunität in der zweiten Hälfte des 19. Jh. eines regen Zuspruchs sowohl von den Kirchengemeinden wie auch von jungen Frauen, die Katharinen-schwestern werden wollten. Ein Trend, der sich nach dem Ende des Kulturkampfes 1888 weiter fortsetzte, auch wenn Orden und Kongregationen nicht mehr erlaubt war, Elementarschulunterricht zu erteilen. Die Katharinen-schwestern erschlossen sich neue Arbeitsfelder in der Krankenpflege, in der sozialen Arbeit oder der Mission, weshalb es schon bald im „alten Kloster“ zu eng wurde. Daher ließen die Schwestern gegenüber dem Mutterhaus ein Noviziats- und ein Postulatsgebäude errichten, welche 1895 eingeweiht wurden. Noch heute stehen diese beiden Häuser im Zentrum von Braniewo. Inzwischen jedoch mit einem freien Blick auf die Katharinenkirche, da das „alte Kloster“ - welches unter anderem die Sicht versperrte - im Krieg beschädigt und später abgerissen wurde.

Die neuen Gebäude genügten schon wenige Jahre später den Anforderungen der Kongregation nicht mehr. Daher entschied die Leitung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, außerhalb der Stadtmauer – und doch nur wenige Gehminuten vom alten Kloster entfernt – ein noch größeres Haus zu errichten. Als eine ihrer letzten Amtshandlungen legte 1904 die Generaloberin Gaudentia Glaw gemeinsam mit dem ermländischen Bischof Andreas Thiel den Grundstein zum Bau des neuen Hauses. Für die Bauausführung zeichneten der Baumeister Paul Lauffer sowie die Maurermeister Schlenger, Freisleben und Scheike

Fortsetzung auf Seite X

Fortsetzung auf Seite X (Randspalte)

Fortsetzung von Seite IX (Randspalte)

verantwortlich. In nur zwei Jahren gelang es ihnen, den mächtigen Backsteinbau zu realisieren, und der Kongregation unter der Leitung der neuen Generaloberin Angelika Kurzbach zur Nutzung zu übergeben. Am 26. Juni 1906 weihte Bischof Andreas Thiel unter großer Beteiligung des Klerus und der kommunalen Verwaltung und der Schwestern das neue Gebäude auf den Namen Regina Coeli – der Himmelskönigin – ein und übergab damit das Kloster seiner Bestimmung.

Die Hauschronik der Braunsberger Schwestern hält dieses Ereignis in nur wenigen Zeilen fest. Allem Anschein nach gingen die Schwestern umgehend ihren vielfältigen Tätigkeiten nach, schon bald zogen die ersten Novizinnen in das neue Haus ein. Es verfügte über eine große Kapelle, Räumlichkeiten für größere Zusammenkünfte der Schwestern und im Kellergeschoß über Küchen- und Hauswirtschaftsräume. Auf dem weitläufigem Gelände des Klosters betrieben die Schwestern Landwirtschaft. Im früheren Noviziatshaus wohnten nun die Postulantinnen. Von 1932 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs zog die Generalleitung ins Kloster Regina Coeli ein. Heute beherbergt es das Provinzmutterhaus der polnischen Schwestern. Das Generalmutterhauses der Kongregation befindet sich seit 1953 in Grottaferrata bei Rom.

Am 10. Juni 2006 feierte die Kongregation der Schwestern von der hl. Katharina das 100jährige Bestehen des Klosters Regina Coeli in Braniewo. Hierzu konnte die polnische Provinzoberin M. Cryzostoma Palmowska den erst am nächsten Tag offiziell eingeführten neuen Bischof von Ermland, Wojciech Ziemia, die Generaloberin M. Armela Rhoden, Schwestern und Geistliche aus Polen, Litauen, Togo und Deutschland sowie Vertreter von Staat und Kommune begrüßen. Die aus Grottaferrata angereiste Generaloberin freute sich sichtlich über das Jubiläum und forderte die Jugend auf, mit Zuversicht und Mut die Arbeit der Gemeinschaft fortzusetzen und versprach die Unterstützung durch die nun langsam in den Ruhestand gehende Generation. Den Festgottesdienst zelebrierte Erzbischof Ziemia, ihm zur Seite stand der Visitor für Priester und Gläubige aus der Diözese Ermland in Deutschland, Msgr. Dr. Lothar Schlegel, ein litauischer Priester und Geistliche aus den umliegenden Kirchengemeinden.

Die Delegation aus Deutschland - 30 Schwestern aus der ganzen Provinz - reiste bereits am 7. Juni mit dem Bus von Berlin aus nach Braniewo. Für viele Schwestern war es eine Reise „back to the roots“ und zwar sowohl zu familiären wie zu religiösen Wurzeln. So verwundert es nicht, dass zwischen Starograd und Marienburg leise, aber vernehmlich das Ermlandlied zu hören war. Die deutschen Schwestern spüren eine tiefe Beziehung zu dem Gründungsort ihrer Gemeinschaft, gelegentlich schimmert auch Wehmut aus den Erzählungen. Wehmut über die tiefe Zäsur, die das nationalsozialistische Regime für die Existenz der Kommunität bedeutete. Fast 400 Schwestern mußten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges Ostpreußen verlassen. Dennoch gelang es nach 1945, unter schwierigsten Bedingungen die Arbeit der Katharinerinnen an dem Gründungsort fortzusetzen und die Gebäude wiederaufzubauen. Dazu leisteten einige wenige verbliebene deutsche Schwestern und vor allem die polnischen Schwestern einen außerordentlichen Beitrag. Umfassende Unterstützung – soweit es die ökonomischen und politischen Verhältnisse zuließen - erfuhren sie auch von den Schwestern, die nach 1945 außerhalb Polens in Deutschland, Italien und Brasilien lebten. Heute können sich die Katharinerschwwestern in aller Welt über ein in weiten Teilen saniertes und wie 1906 auch heute noch von Novizinnen und jungen Schwestern bewohntes Kloster Regina Coeli freuen.

Fortsetzung von Seite IX

tete, kam ich mir seltsam unpassend vor in all dem Treiben um mich herum, mit meinem aufgeregten, eher verlegenen Blick und meinem Fotoapparat. Ich habe einen kleinen Blumenstrauß gekauft und ihn an der Stelle, wo nach dem Bericht von Augenzeugen unsere Großeltern, Otto und Agnes Fischer, wenige Meter vom Haus entfernt, auf dem Marsch zum Bahnhof erschossen worden sind, in die weiche Erde eines ehemaligen Vorgartens gesteckt und ihrer gedacht, soweit das möglich war, angesichts des Auto- und Fußgängerverkehrs. Was heißt das – ich habe ihrer „gedacht“?

Ich habe versucht, das innere Bild, das ich vom Lesen dieses Augenzeugenberichts her hatte - das Chaos, die Angst, die Verzweiflung, nachdem kurz vorher bei den wilden Schießereien einer der hinausgetriebenen Hausbewohner schwer verletzt liegengelassen werden musste; das Entsetzen nach der durchwachten Nacht, dem hastigen Wechsel vom Keller auf gepackten Koffern zur Wohnung der Nachbarn in Parterre, die aus irgendeinem Grund sicherer zu sein schien; den Großvater, der noch versucht, den Russentrupps Schnaps aus seiner Wohnung im ersten Stock zu holen; die Todesangst der Hausbewohner, als die betrunkenen Soldaten sich darüber stritten, was mit ihnen zu geschehen habe, nachdem sie im Hauseingang einen toten Kameraden entdeckt hatten; die ersten Schritte in Marschkolonne Richtung Bahnhof, das Stolpern der Großmutter vor einem Schneehaufen, und die folgenden Schüsse – das alles habe ich versucht, mit dem Bild, das ich jetzt sah, in Einklang zu bringen: dies also ist die Straße, das Trottoir, die Häusersilhouetten – das letzte, was sie gesehen haben... Aber es ist mir nicht gelungen, nicht richtig. Auch an anderen Stellen – es ist mir nicht gelungen, eine innere Brücke zu finden, die „verlorenen“ Großeltern sind mir nicht näher gekommen dadurch, dass ich hier war. Ich bin dann sogar, etwas bekümmert, noch in Flur und Treppenaufgang des Hauses gegangen, das einmal ein schmuckes, repräsentatives Wohngebäude in einer gutbürgerlichen Gegend gewesen sein muss, das einzige aus der Vorkriegszeit, das im näheren Umkreis erhalten und nicht niedergebrannt wurde, weil es für die russische Kommandantur vorgesehen war.

Die Eingangstür, die Wandfliesen, das Mosaik auf dem Boden, die Wohnungstüren – das alles ist offensichtlich noch im Original erhalten, nur in schlechtem Zustand. Solche Treppentritte kenne ich aus Altbauten in Hannover aus dem frühen 20. Jahrhundert. Hier am ehesten ist es möglich, sich vorzustellen, was für unseren Vater vertrauter alltäglicher Anblick war, wenn er hier ein und aus ging, aber sicher ohne auf die kunstvolle Ornamentik des Holzgeländers, der Mosaiken zu achten.

Ich bin dann seinen Schulweg abgegangen, es ist derselbe Weg wie der, den sein Vater immer zur 15 Minuten entfernten Herz-Jesu-Kirche gegangen sein muss, es sind dann noch etwa 200 Meter zum Gymnasium, sie trägt noch (in Polnisch) denselben Namen, was mich merkwürdigerweise überrascht, obwohl es doch ganz normal ist. Eine schöne Kirche, (neu)gotisch klar und hell; leuchtende alte Kirchenfenster; hier halte ich inne, hier hat also der Vater unseres Vaters auf denselben Altar, dieselben Bleiglasbilder geschaut wäh-

rend der langen Gottesdienste; was mag ihm dabei durch den Kopf gegangen sein? Vielleicht hier ist mir am ehesten noch der Hauch einer inneren Verbindung gelungen. Vor dem Gymnasium, auch einer der typischen, düster-roten preußischen Backsteinbauten, ein kleiner Vorplatz, es ist fast ein kleiner Park, auf den anderen Bänken saßen friedlich plaudernd polnische Oberschüler und genossen ihre Freistunde in der Sonne. Sollte ich versuchen, hineinzugehen, den Klassenraum zu suchen, in dem 1933, vor 64 Jahren, mein Vater saß, Heinz Fischer, mit elf anderen „Pennälern“, wie es damals hieß, in eine der legendären Zweier-Ungetüme gepresst, in denen die Latten der Sitzbank und der Tisch eine martialische Einheit bildeten, mit geneigter, hochklappbarer Schreibplatte, mit Tintenfassvertiefung und Griffelablage, alles abgeschauert und zerfurcht von Generationen von Schülern, die ihre Langeweile, ihre Träume in das Holz gekerbt hatten, unter den Ikonen der klassischen Bildung an den kahlen Wänden, vor dem Katheder, von dem herab Studienrat „Papa“ Siegel seinen Schülern die griechischen Verben auf –nymi beibrachte in dem Wahn, „damit haben sie was fürs Leben“? (was wenigstens unschädlich war - im Gegensatz zum „Dulc’et decorum’st pro patria mori“, das die im klaustrophobisch verängstigten Ostpreußen noch nationalistischer als im sonstigen Deutschland gesonnenen Lehrer ihren Schülern mit besonderer Inbrunst nahe legten, waren sie doch vom „Reich“ angeblich durch „polnischen Größenwahn“ getrennt worden, obwohl all diese Gebiete „schon immer deutsch“ gewesen sind.)

Nein, ich tue es nicht, das Haupttor war geschlossen, Schüler kamen und gingen durch einen rückwärtigen Eingang. – Was soll das, hier, jetzt, dem Leben vor 60, 70 Jahren nachzuspüren? Diese Schüler, diese Menschen leben jetzt hier, für sie ist das hier ganz normal ihre vertraute Stadt, ihre Heimat, mehr oder weniger geliebtes nüchternes Zuhause vielleicht, ihre Großeltern waren hierher fast alle notgedrungen gekommen, vertrieben aus den verlorenen polnischen Ostgebieten und nach wochenlanger Irrfahrt hier ausgeladen, oder als Überlebende aus dem völlig vernichteten Warschau; die Bilder aus den Gesprächen Ralph Giordanos mit deutschstämmigen und ostpolnischen Allensteinern in seinem Buch „Ostpreußen Ade“, aus Lew Kopelews Schilderungen sowie vielen anderen Augenzeugenberichten über die Schrecken von Ende und Neubeginn 1945 überlagern sich mit dem friedlich-sonnigen Alltag vor meinen Augen ...Und im Übrigen: hat nicht mein Vater dieses ehrwürdige Gebäude mehr gehasst als geliebt; wird nicht aus seinen Briefen deutlich, wie sehr ihn die „Penne“ eigentlich gequält hatte? Hatte nicht letzten Endes Allenstein, Ostpreußen nur als verlorene Heimat für ihn eine Bedeutung? Jedenfalls, wie sehr hat es ihn aus dem rückständigen, eher platten Ostpreußen in die Ferne gezogen, so weit weg wie möglich, zum ersten Semester nach Freiburg, ins Gebirge, deshalb ja auch die begeisterten Schilderungen vom Schwarzwald in den Briefen aus den dreißiger Jahren, die wir nach seinem Tod fanden. Warum hat er so wenig erzählt – war es vielleicht auch deshalb, weil er diesen Widerspruch verdrängt hatte, und spielte möglicherweise auch das eine Rolle bei seiner Weigerung, seine Heimat jemals

wiederzusehen? Dies ganz im Gegensatz zu seinem engen und einzigen überlebenden Freund, Heinz Matschull, Autor mehrerer Bücher über Allenstein, von dem ich das meiste über diese Stadt weiß, der mir noch kurz vor seinem Tod Privatfotos, Karten und Lagekarten der für die Familiengeschichte wichtigen Stätten übergeben hatte.

In der ehemaligen Kaiserstr. 13 stehe ich vor einem ziemlich gut erhaltenen imposanten Gebäude; es muss sich um das Sechs-Familienhaus handeln („das Haus der Tanten“), das unser Vater geerbt hätte – Schade! Fast im Zentrum! ... Ganz andere, andersartige Gedanken drängen sich plötzlich auf; sind wir nicht nur sozusagen seelisch vom Schicksal der Familie unseres Vaters berührt, als Erben der verlorenen Heimat, sondern letztlich doch auch ganz direkt materiell betroffen? Hätten wir sonst dieses Haus geerbt? Was heißt das: „sonst“? Unwirsch versuche ich diese gedanklichen Eindringlinge beiseite zu schieben, versehe sie mit dem Etikett „skurril“, die Sonne scheint, alles ist über 50 Jahre her, vorbei, vorbei; die Vergangenheit lässt sich vielleicht rekonstruieren, aber nicht lebendig machen, der Verlust Ostpreußens ist historisch gerechtfertigt, Ergebnis der verbrecherischen Politik Nazi-Deutschlands, da lässt sich nicht dran herumdeuteln... Oder verharmlose ich mit diesem Etikett geradezu, was in mir vorgeht, trifft mich unerwartet der Atem des „Revanchismus“, ausgerechnet mich, der ich immer davon überzeugt war, bin, dass die wirklichen, in der Bundesrepublik so lange geleugneten Ursachen des Verlusts der Ostgebiete im Terror der Besatzungspolitik Deutschlands in Polen zu sehen sind, Deutschlands, wohlgemerkt, nicht nur Nazi- oder gar nur Hitler-Deutschlands, denn diese Deutschen, unter ihnen möglicherweise meine Vorfahren, haben dieses Regime und seine verbrecherische Politik mehrheitlich ermöglicht und getragen – nein, ich bin meiner Sache wieder sicher, die Grundzüge sind richtig, die Kette des Unrechts, wie Brandt forderte, musste durchbrochen werden, der Friede in Europa konnte nur durch die schließlich endgültige Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze dauerhaft gesichert werden, an dieser Erkenntnis kam auch Bundeskanzler Kohl 1990 nicht vorbei; dies kann ich nicht theoretisch denken und meinen Schülern seit Jahren zu vermitteln versuchen und gleichzeitig praktisch solche ganz anderen Gedanken zulassen...

Mein knapp zweistündiger Rundgang ist beendet. Ich war auf einmal seltsam gelöst; eine große innere Anspannung, Erwartungshaltung war beruhigt. Ich hatte auf einmal kein Bedürfnis mehr, den Friedhof mit der Grabstelle der Schwester unseres Vaters aufzusuchen. Ich muss auch nicht mehr unbedingt noch einmal nach Allenstein/Olsztyn; ich habe keine „Zwangs“-Vorstellung, es meinen Kindern zeigen zu müssen. Ich werde vielleicht aus Interesse als Tourist noch einmal wiederkommen, das Schloss dann – als Sehenswürdigkeit – besichtigen; die Umgebung, Masuren, will ich im Sommer wiedersehen, große Lust hätte ich auf eine Paddeltour auf der Krutynna und auf Radtouren in dieser Landschaft – aber als Tourist, nicht als einer, der Familienwurzeln nachspürt.

Soweit meine Gedanken im April 1997. Aber Fakt ist: jetzt – sieben Jahre

Fortsetzung auf Seite XI

Fortsetzung von Seite X

später – fahre ich mit einem vom Hotel geliehenen Sportrad durch die schmucke, fast südländische Flair ausstrahlende Altstadt, finde schließlich stadtauswärts die St. Josephi-Kirche und den Eingang zum weitläufigen, abschüssigen, still-düsteren Areal des katholischen Friedhofs. Hier sollte der Ort sein, an dem die ältere Schwester meines Vaters 1938 begraben worden war; es existiert, und ich habe es bei mir, ein einziges kleines, ca. 5 x 7 cm großes Schwarz-Weiß-Foto: im Vordergrund die trauernden Eltern an dem frisch aufgeworfenen geschmückten Grabhügel, im Hintergrund schmiedeeiserne Gitterornamentik zur Abgrenzung von Einzelgräbern sowie ein hohes helles Steinkreuz vor der Fassade einer Friedhofskapelle. Anhand der Lageskizze, angefertigt als Freundschaftsdienst von Heinz Matschull für meinen Vater, der doch selbst nie diese Reise in die Vergangenheit auf sich nehmen wollte, entdeckte ich sie schnell, die Stelle, leerer schütterer Schattenrasen zwischen alten und jungen Bäumen. Hier also wurde das Trauerfoto aufgenommen, 1938. Und wieder die Frage: was will ich eigentlich hier? Ich bin allein, es herrscht Stille, ich setze mich auf einen bemosten Stein. Wie kann ich dieser meiner Tante, die ich nie kennen gelernt habe, schon diese Verwandtschaftsbezeichnung ist nur sachlich zutreffend, überhaupt gedenken mit Anstand und Würde und ohne falsche Sentimentalität? Ist das nicht völlig überzogen, unnatürlich, ich weiß fast nichts von ihr, außer dass sie auch Lehrerin werden wollte, der Augapfel ihrer Eltern, Teil des Familienmythos, ihr Tod wahrscheinlich die Ursache des Leidens ihrer Mutter, indirekt des gewaltsamen Todes meiner Großeltern am 21. Januar 1945, denn aufgrund ihrer langjährigen Bettlägerigkeit konnten oder wollten sie die letzten Fluchtmöglichkeiten nicht nutzen. Ist es Ersatz für das Gedenken an meine Großeltern, die nach ihrer Erschießung wochenlang auf dem Bürgersteig lagen, bevor sie mit

den anderen herumliegenden Toten irgendwo verscharrt wurden, die Berichte darüber sind widersprüchlich; jede Trauer um einen Toten sucht einen konkret fassbaren Ort, der Mensch findet, heißt es, innere Ruhe, die Möglichkeit zur Trauerarbeit erst, wenn die Toten gefunden und ein Grab errichtet ist ... Aber wie nah sind mir diese Toten eigentlich wirklich, bausche ich nicht auf, verliere ich mich nicht in etwas Unangemessenes, lasse ich mich etwa allzu bereitwillig auf eine mir gar nicht zustehende Trauer ein, genieße ich gar das Leiden an dieser, an der ganzen Schreckensgeschichte, wirke ich damit mit am Mythos, warum lässt mich diese ewige Betroffenheit vom Schicksal meiner Großeltern, als persönliches Paradigma der allgemeinen Geschichte des Nationalsozialismus, nie wirklich los, der Versuch der Bewältigung, das Verstehen-Wollen des eigentlich Unbegreiflichen, scheint immer wieder von vorne zu beginnen... Ich weiß es nicht, komme zu keinem Ergebnis, die Gedanken springen, überlagern und verwirren sich, ich komme meinen Vorfahren nicht wirklich näher, wieder nicht, und die späte Ersatzhandlung, vielleicht durch all das mein Verhältnis zu meinem Vater zu klären, abschließend endlich, kann nur vergeblich sein.

Warum bedaure ich, dass das Grab gar nicht mehr existiert, sondern lediglich diese Stelle? Ist das nicht alles geheuchelte Annäherung? Wir verlängern die Gräber unserer Eltern nach 20, 30 Jahren nicht oder nur unter geschwisterlichen Auseinandersetzungen, die Grabstellen meiner Großeltern mütterlicherseits in Gotha wurden von meinem Onkel eingeebnet, ohne dass ich einen entschiedenen Versuch machte, sie durch entsprechende finanzielle Beteiligung aufrechtzuerhalten... Etwas tun, handeln, nicht mehr grübeln... Ich bezweifle plötzlich, ob die bezeichnete Stelle wirklich die richtige ist, das scheint auf einmal ganz wichtig zu sein, ich beschäftige mich eine Stunde damit, die Details des Hintergrundes auf dem Grabfoto von 1938 mit den zwar rostigen

aber offensichtlich noch originalen Gittern und Verzierungen, der Fluchtlinie von einem Fenster der Kapelle über das steinerne Kreuz zur leeren Grabstelle zu vergleichen, entdeckte, dass sich nichts verändert zu haben scheint, immer mehr Details fallen mir auf, allerdings, die Baumstämme können nach 67 Jahren doch nicht dieselben sein, und so fort... Sinnlose Surrogathandlung, Übersprungshandeln, konstatiere ich schließlich. Werde ich mit dieser Erkenntnis Ruhe haben vor dem Drang, immer wieder die Spuren der Vergangenheit aufsuchen zu wollen, wider besseres Wissen, wider die Erfahrung?

Aber wie unter Zwang, vielleicht bin ich ja zum letzten Mal hier, vielleicht ist das die letzte Möglichkeit, fahre ich noch einmal zum Haus meiner Großeltern, nach sieben Jahren noch einmal, dasselbe Prozedere, hier hat also der Mann gelebt, mein Großvater, der 1914 mit zerschossenem Bein auf dem Schlachtfeld von Tannenberg lag, drei Tage und Nächte, eine Zitrone lutschend, damit das Blut schneller gerinnt und er nicht verblutet, erzählte mein Vater einmal... Assoziationen an alles, was sich mit den Namen Tannenberg/Grunwald verbindet, Solschenizyns August 1914, Sienkiewicz' Kreuzritter, Krzyzacy, das Buch, der Film, die nationalen Denkmale, die nationale Vereinnahmung, der Versuch der Überwindung der Klischees, die verborgenen oder gelegneten emotionalen Befindlichkeiten, die Schwierigkeiten selbst dieser so aufgeklärten deutsch-polnischen Lehrergruppe bei diesem Versuch, die Sensibilitäten, die Verletzungen verdeckt unter wissenschaftlicher Metadiskussion ... Ich sehe das Messingschild an der Wohnungstür, soll ich klingeln, versuchen, Kontakt mit den jetzigen Bewohnern aufzunehmen, darum bitten, mich einmal umschauen zu dürfen, die auf den wenigen erhaltenen Fotos erkennbaren Einrichtungsgegenstände vor meinem inneren Auge: die Zimmerpalme, die Goethe-Büste, die mannigfachen weiteren Insignien bürgerlichen Interieurs...

Später fragen mich meine Kollegen, ob ich an diesem Nachmittag gefunden habe, was ich suchte. Ja, hätte ich, und ich berichte von meinen Vermessungen an der Grabstelle, dem Haus in der Roonstraße. Alle sind so höflich, nicht zu fragen, wozu das alles eigentlich so wichtig war, dass ich einen hochinteressanten Seminarnachmittag hinterstellte. Eine einfühlsame polnische Kollegin, Allensteinerin, fragt, ob ich denn in der Wohnung gewesen sei, und schlägt mir vor, mich zu begleiten und zu dolmetschen, das sei doch gar kein Problem, jeder hier in Allenstein würde für einen solchen Wunsch Verständnis haben. Ich bin bewegt, aber ich nehme das Angebot nicht an. Und ich bin sicher, dass ich bei meinem nächsten Besuch in Allenstein, wirklich als Tourist dann, endgültig, nicht auf dieses Angebot zurückkommen werde. Relativ sicher.

Wenige Tage später, zum Abschluss der Sommerakademie, ist mir klar, dass ich niemals nur als Tourist nach Allenstein kommen werde, das Wort sollte nur für die Abkehr von der privaten, auch mit Wehmut behafteten Spurensuche stehen; aber diese persönliche Konfrontation war notwendig, jedenfalls für mich, um frei zu werden, frei für einen neuen Zugang zur Stadt meiner Vorfäter. Ich möchte Kontakt halten zu den Menschen, die ich hier kennen gelernt habe, die hier wohnen, fast alle, aus meiner Perspektive, noch ganz jung, die hier ihr Leben aufbauen, ihre Kinder großziehen, an Schulen unterrichten, für Zeitungen schreiben, an verschiedenen Institutionen arbeiten; Menschen, die unvoreingenommen die historische Wahrheit suchen, um dadurch eine sichere Zukunft zu gestalten, die sich für andere interessieren, offen sind, die auch durch den Rückgriff auf die kulturelle Reichhaltigkeit des historischen Erbes ihrer Region ein neues, zukunftsorientiertes Heimatgefühl entwickeln. Ich möchte Anteil nehmen an diesem Prozess und dazu beitragen. In diesem Sinne wird mich Ostpreußen, Masuren, wird mich Allenstein/Olsztyn niemals loslassen.

## Zur bleibenden Erinnerung aufgeschrieben Die Denkschrift des Reichenberger Pfarrers Joachim Lidigk (1791-1796)

Von Hans Poschmann

### *Actum Heilsberg auf dem Fürstbischöflichen Residenzschloß den 24ten September 1793*

*Es erscheint am heutigen Dato in der Fürstbischöflichen Kanzlei der Herr Pfarrer Joachim Lidigk aus Reichenberg und gibt folgendes ad Acta, dass er sich entschlossen habe mit hoher Erlaubnis Seiner Durchlauchten des Gnädigsten Fürsten Bischofes, ... das auf seinen Pfarrhufen zu Süßenberg gebaute und gemäß Literas Erektionis des Reichenbergischen Hospitals de Anno 1728 den 9ten August den zeitigen Pfarrherren zu Reichenberg als Provisoren des gedachten Hospitals zur Nutzung überlassene Häuschen samt zwei Kammern ... eine kleine Scheuer und Stall ... und Obstgarten ... den Geköchgarten ... an den Matthaes Fahlseer, Soldat aus dem Hochlöblichen Regiment von Fawrat erblich abzutreten und käuf-*

*lich überlassen will, für ein Kauf Pretium von 200 Floren, hingegen aber der Käufer sich zugleich verpflichtet ohne dem noch ...*

*Und nachdem dieser Rezess bei den Parteien, sowohl dem Herrn Pfarrer als dem Verkäufer als auch dem Fusilier Matthaes Fahlseer, deutlich vorgelesen und von ihnen genehmigt worden, so wird solcher hiermit von ihnen zusammen unterschrieben.*

*Actum ut supra  
Rochus Kraemer  
Auditor Causarum Curiae Episcopalis  
Lidigk, Pfarrer  
XXX bedeutet Matthaes Fahlseer  
bezeuget Rochus Kraemer  
Auditor Causarum Curiae Episcopalis*

In diesem Dokument begegnet uns der Pfarrer Joachim Lidigk als Verkäufer eines Häuschens. Er hat sich, wie auch der preußische Fusilier, in die Kanzlei auf dem fürstbischöflichen Residenzschloß begeben, und dort wird vor dem Notar das Geschäft abgeschlossen. Der auf Deutsch verfasste Kaufvertrag ist hier sehr stark gekürzt, im Satzbau geglättet und dennoch nicht einfach zu verstehen. Man darf bezweifeln, dass der Soldat der Verlesung des Protokolls folgen konnte. Selbst der Guttstädter Domprobst Rochus Kraemer, der hier als Notar fungiert, wird beim Lesen seine Schwierigkeiten bekommen haben, so unüberschaubar ist der erste Satz dieses Kaufvertrags. Offenkundig ist es dem Amtsschreiber in der Kanzlei des Fürstbischofs nicht gelungen, die lateinischen Vorgaben in glattes Deutsch zu übertragen. Die Amtssprache der Kurie war in der Zeit noch Latein. Dem Pfarrer

Lidigk war diese Sprache jedoch so vertraut, dass er auch seine persönlichen Gedanken und Empfindungen in Latein aufschrieb.

### **Beschreibung der Kapelle im Dorf Süßenberg, Kirchspiel Reichenberg**

Dieser Kaufvertrag liegt uns nicht im Original vor, sondern ist eine eigenhändige Abschrift des Pfarrers Joachim Lidigk, der sie mit weiteren Kopien zu einer Schrift verbunden hat, die den Zeitraum seiner Tätigkeit in Reichenberg von 1791 bis 1796 umfasst und Süßenberger Angelegenheiten darstellt. Es sind insgesamt 12 Blätter. Lidigk gibt seiner Schrift einen Titel, der zugleich Inhaltsangabe ist; er lautet in deutscher Übersetzung<sup>1</sup>:

Beschreibung der Kapelle im Dorf Süßenberg, Kirchspiel Reichenberg,

Fortsetzung auf Seite XII

Fortsetzung von Seite XI

nicht nur ihres Ursprungs, ihres Privilegs und ihrer Gottesdienstordnung sondern auch des Pfarrhäuschens, dort auf dem Grund der Kapelle gelegen und im Jahr des Herrn 1793 am 24. Tag des Septembers mit dem Einverständnis Seiner Hoheit des Fürsten Ignatius Graf von Krasicki, Bischof von Ermland, Matthäus Fahlseer, einem Soldaten aus dem Regiment von Fawrat, in Erbpacht verkauft, unter mir, dem Pfarrer dieses Ortes, Joachim Lidigk.

Es folgen sechs Blätter, die die Geschichte der Kapelle von der Gründung des Dorfes bis zum Neubau 1794 beschreiben. Weitere fünf Blätter befassen sich mit dem Pfarrhäuschen, und das letzte Blatt stellt ein Schlusswort des Pfarrers dar, in dem er noch einmal beide Ereignisse zusammenfasst. Als Beweise für die Richtigkeit der Darstellung sind folgende Abschriften von Dokumenten aus der bischöflichen Kurie eingeschoben: Dekret des Fürstbischofs vom 22. Februar 1791 zur Erneuerung der Gottesdienstordnung in Süßenberg, notarieller Kaufvertrag vom 24. September 1793, Dekret des Fürstbischofs vom 25. Oktober 1793 zum Verkauf des Häuschens<sup>2</sup> und Dekret des Generaladministrators vom 18. Juli 1794 zur Weihe der neu erbauten Kapelle.

Der Süßenberger Dr. Anton Kranich, Professor am Liceum Hosianum in Braunsberg, stieß bei seinen geschichtlichen Studien über „Kirche und Kirchspiel Reichenberg“ im Pfarrarchiv auf diese Schriftstücke und bezeichnete sie als „Bauakten der Kapelle zu Süßenberg“<sup>3</sup>. Mit Faden zusammengeheftet und in späterer Zeit mit einem Deckblatt versehen, werden die Dokumente heute im Archiv der Erzdiözese Ermland in Allenstein aufbewahrt.<sup>4</sup>

### Die Geschichte der Kapelle

Lidigk beginnt seine Schrift mit einem geschichtlichen Rückblick: „Von alters her soll in Süßenberg, Kirchspiel Reichenberg, eine Kapelle oder Kirche gestanden haben, in der Gottesdienste stattfanden; das geht klar aus den Worten der Handfeste des Dorfes Süßenberg vom 7. September 1359 hervor.“ Man darf annehmen, dass bereits bei der Gründung des Dorfes zwischen 1334 – 1340 ein Gotteshaus errichtet wurde. „Es ist aber die ursprüngliche und älteste Kapelle oder Kirche infolge der Unbillen der Zeit oder aus irgendeinem anderen Grund zerstört worden.“ In der zweiten Kapelle, „in Bindwerk errichtet“, die Pfarrer Lidigk 1791 bei seinem Amtsantritt vorfand, war schon „seit undenklichen Zeiten kein Gottesdienst mehr gefeiert worden“, aber die Genehmigung dazu war gerade erteilt worden, und die Weihe gehörte zu seinen Aufgaben im ersten Amtsjahr. Ausführlich berichtet er dann über den Bau und die Weihe der dritten Kapelle von 1794, die „in Art einer kleinen Kirche“ aus festem Mauerwerk gebaut wurde, um „sowohl die Zahl der Dorfbewohner als auch insbesondere den größeren Teil des am Feste Mariä Geburt zusammenströmenden Volkes aufnehmen“ zu können.

Kranich bestätigt diese Darstellung aus der Kenntnis der frühesten Visitationsberichte heraus, dass nämlich die erste Kapelle schon weit vor den Schweden-Kriegen zerstört worden sein muss. Unklar blieb die Frage, wann die zweite Kapelle errichtet wurde. „Wie es scheint, hat die Ortschaft Süßenberg doch schon lange vor 1791 eine neue

Kapelle errichte.“<sup>5</sup> Aber auch Kranich hat nicht in Erfahrung bringen können, wann das geschehen ist. Heute lässt sich der Bau der zweiten Kapelle auf die Jahre zwischen 1735 und 1740 datieren. Wie aus dem Visitationsbericht von 1735 hervorgeht, suchte Bischof Szembek persönlich Süßenberg auf, und beim Anblick der Reste des Friedhofs und der Stelle, „an der einst ein Kirchlein gestanden hatte“, legte er dem Pfarrer Franz Burchert sehr ans Herz, „die zerstörte Kapelle in Süßenberg neu und größer zu errichten“<sup>6</sup>. Henryk Zochowski unterstreicht am Schluss seiner Dissertation über „Die Seelsorge im Ermland unter Bischof Christoph Andreas Johann Szembek 1724 – 1740“ auch das materielle Aufbauwerk und nennt dabei fünf Kapellen, die um- oder ausgebaut wurden, darunter auch die Kapelle in Süßenberg, allerdings ohne Jahresangabe.<sup>7</sup> Er bestätigt, dass die Kapelle mit der Tradition der „Opfer“ wieder aufblühte: „Im Laufe der 26 Wallfahrtstage eines Jahres, die durch Tradition feststanden, wurden 23 Wallfahrten gemeinschaftlich von ganzen ermländischen Pfarreien oder getrennt von einzelnen Dörfern gehalten. Zu den bekanntesten Wallfahrten gehörte am Sonnabend nach Mariä Geburt Süßenthal“.<sup>8</sup> Gemeint ist aber offenbar das Patronatsfest in Süßenberg an Mariä Geburt, während Süßenthal am Rosenkranzfest im Oktober Kirchweih feierte. Ganz genau sind wir dann über den Bau der dritten Kapelle durch Lidigks chronikartige Darstellung unterrichtet.

### Das Pfarrhäuschen

„Lasst uns nun zu einem anderen Geschäft übergehen, das ebenfalls wert ist, aufgeschrieben zu werden.“ Der zweite Teil der Aufzeichnungen behandelt den Verkauf des Pfarrhäuschens, den Kranich nicht erwähnt: „Man muss wissen, dass es in diesem Dorf Süßenberg auf dem Grund der Kapelle ein Häuschen gibt, das dem Pfarrer von Reichenberg gehört, bestehend aus zwei Kammern als Unterkunft für zwei Arbeiter und einem angebauten Schuppen.“ Lidigk nennt den Erbauer, Pfarrer Johannes Burchert, der 1728 das Reichenberger Hospital und das Süßenberger Pfarrhäuschen errichten ließ und eine seltene Stiftung begründete, so dass Pfarrer Joseph Braun 1801 mit dem angesammelten Kapital einen dritten Platz im Hospital einrichten konnte.<sup>9</sup> Das verkaufte Pfarrhäuschen liegt „auf dem Grund der Kapelle“. Der umgebende Gemüsegarten geht auf den Dorfanger, zeigt auf der einen Seite zur Kapelle und auf der anderen Seite in Richtung der anderen Häuser der Dorfgärtnerei. Wer diese Lage auf der Karte von Süßenberg bestimmt, kommt zu dem bis 1945 existierenden Gemeindehaus, in dem zuletzt polnische Zwangsarbeiter untergebracht waren und das davor als Armenhaus von zwei Frauen bewohnt war. Auch als Spritzenhaus ist es bekannt, in dem die Feuerwehr und das Gefängnis untergebracht waren. Schließlich soll dort sogar einmal die Schule gewesen sein. Es liegt also die Vermutung nahe, dass das 1728 erbaute und 1793 verkaufte Pfarrhäuschen später vom Dorf Süßenberg erworben wurde. Heute ist von dem Gemeindehaus nichts mehr zu sehen.

### Der Käufer

Ein „Soldat aus dem hochlöblichen Regiment von Fawrat“ will sich also 1793 in Süßenberg niederlassen. Das ist alles, was wir über Matthäus Fahlseer wissen.

Als 1772 das Ermland von Preußen annektiert wurde, bestand eine erste Maßnahme darin, das neu erworbene Gebiet durch Soldaten zu sichern. „Sofort erhielt Braunsberg eine Garnison, seit 1773 war es Standort eines Fusilierregiments... Auch Heilsberg wurde bereits 1773 mit einer Infanterieabteilung belegt, der schon bald ein Fusilierbataillon folgte.“<sup>10</sup> Dass sich nun im preußischen Ermland alt gediente Soldaten aus den unterschiedlichsten deutschen Ländern in Stadt und Land niederlassen, ist nicht verwunderlich, zumal die Zahl der im Ermland stationierten Soldaten um ein Vielfaches über der Söldnertruppe von 500 Mann lag, die das Fürstbistum Ermland zuletzt zu seiner Verteidigung unterhalten hatte. Die bischöflichen Söldner waren an ihrer roten Uniform erkennbar gewesen, die des Domkapitels hatten eine blaue Uniform getragen; nun zeigten sich die preußischen Fusiliere in Grün. Der Soldat, der sich niederlassen wollte, musste die Einwilligung seines Regiments, die Genehmigung des Königs und schließlich noch die Genehmigung der Stadt bzw. in unserem Fall die Genehmigung des Fürstbischofs einholen.<sup>11</sup>

Der Fusilier Fahlseer könnte aus der Nachbarschaft Süßenbergs stammen, denn ein ähnlich klingender Name, Falsier, findet sich im 18. Jh. in Tollnigk und Siegfriedswalde. Aus Siegfriedswalde stammt auch Johann Fallseher, der im 19. Jahrhundert Pfarrer in Migehehn und Wormditt war.<sup>12</sup> Vermutlich war der Soldat bei den Fusilieren in Heilsberg stationiert. Offenbar hatte er keine Nachkommen; jedenfalls taucht der Name Fahlseer in keiner uns zugänglichen Einwohnerliste von Süßenberg auf. Wie alt er war, wie lange er in Süßenberg gelebt hat, alles das bleibt im Dunklen.

### Der Verkauf

Der Kaufpreis ist hier nach der alten ermländischen Währung in Floren angegeben, das sind nach preußischem Geld 66 Taler 20 Groschen, wie aus § 33 der Visitationsakte von 1836 hervorgeht. In derselben Akte wird auch das Jahresgehalt des Lehrers von Süßenberg beziffert, es beträgt neben den Naturalien 40 Taler. Die nach 1772 im preußischen Schuldienst eingestellten Dorfschulmeister wurden mit 60 Talern pro Jahr veranschlagt.<sup>13</sup> Die Kaufsumme ist bar zu bezahlen, aber offenbar reichen die Ersparnisse des Soldaten aus, um sich ein friedlicheres Leben als Gärtner mit Haus und Scheuer auf 1000 qm Land zu ermöglichen. Dazu muss der Fusilier zur Erntezeit noch drei Tage Scharwerkdienste leisten, „nämlich einen Tag mit voller Sense, das ist ein Mann und Weib zum Kornhauen, den zweiten Tag der Mann allein zum Grashauen, den dritten Tag zum Haberhauen oder etwas anderes Getreide.“

Das Häuschen, ursprünglich zur finanziellen Unterstützung des Pfarrers gedacht, wurde im Unterhalt zu einer solchen Belastung, dass Pfarrer Lidigk die Genehmigung zum Verkauf einholte, „denn es ist besser, ohne Sorgen und Not jährlich Zinsen von den angelegten 200 Floren zu bekommen, ebenfalls 6 Floren als Rekognitionszins und darüber hinaus für den Pfarrhof Scharwerk von drei Tagen, als ständig Ausgaben für Reparaturen zu haben und anderen Nachteilen und Gefahren ausgesetzt zu sein.“

Dieses Verfahren, Land zu verkaufen und den Erlös in Zinsen anzulegen, war nicht ungewöhnlich, nützlich aus der Sicht des jeweiligen Pfarrers, aber aus

der Sicht des Bischofs und Landesherrn nicht ohne Bedenken, denn immerhin verringerte sich der Pfarrbesitz, und oftmals verlor sich die Spur des angelegten Geldes nach dem Tod des jeweiligen Pfarrers.<sup>14</sup> Auch in unserem Fall scheint es so gewesen zu sein, denn 1835 hält der visitierende Pfarrer Krieger in seinem Protokoll fest, dass das Kapital von seinem Vorgänger sicher angelegt worden sei, er aber nicht wisse, auf welche Art und Weise das geschehen sei.<sup>15</sup>

Lidigk begründet den Verkauf aber noch mit „anderen Nachteilen und Gefahren“. Hier ist daran zu erinnern, dass seit 1772 durch die Annexion des Ermlands der Bischof nicht mehr der Landesherr war. Zwar hatte der preußische König versprochen, die Verhältnisse im Ermland nicht zu ändern, „sie samt und sonders bei ihren Besitzungen und Rechten im Geistlichen und Weltlichen zu lassen, zu schützen und zu handhaben“, aber seine geheimen Anweisungen gingen in eine andere Richtung, „denen Starosten und Pfaffen ihr mäßiges Einkommen an Gelde zu geben, ihre Possessionen aber und um zu wissen, was selbige wirklich tragen können, das erste Jahr administrieren, sodann aber auf preußischen Fuß verpachten zu lassen“.<sup>16</sup> Die Säkularisierung des Kirchenbesitzes lag also in der Luft.

### Fortsetzung in der nächsten Ausgabe der UEH

#### Anmerkungen:

- 1 Für zahlreiche Hilfen bei der Transkription und Übersetzung der lateinischen Texte bin ich Herrn Dr. Bernhard Herzhoff, Universität Trier, zu großem Dank verpflichtet.
- 2 Die Erlaubnis zum Verkauf liegt auch noch in einer vom bischöflichen Notar Michael Mowinski beglaubigten Abschrift den Akten bei.
- 3 Anton Kranich, Kirche und Kirchspiel Reichenberg, Ein Gedenkblatt zum 50jährigen Priesterjubiläum des Pfarrers A. Hosmann. Braunsberg 1903, S. 38.
- 4 Archiwum Archidiecezji Warmińskiej w Olsztynie [AAWO]. Archiwum parafii – Kraszewo (Reichenberg), Kraszewo 3 1793-1850. Das Deckblatt, nicht von Lidigks Hand geschrieben, hat folgenden Titel: „Acta die Kapelle, deren Baulichkeit, die Pfarrhufen und das Pfarrhäuschen zu Süßenberg betreffend. Vol I.“
- 5 Kranich (s. Anm. 3), S. 38.
- 6 AAWO, AB, B 21, S. 85. Visitationsbericht 1735, § 8.
- 7 Henryk Zochowski, Die Seelsorge im Ermland unter Bischof Christoph Andreas Johann Szembek 1724 – 1740 (ZGAE Beiheft 11). Osnabrück 1993, S. 214.
- 8 Ebd. S. 150 f.
- 9 AAWO. Kraszewo 6. Visitationbericht 1835 [im Folgenden: Visitation 1835], § 84.
- 10 Bernhard Maria Rosenberg, Ermländische Garnisonsstädte. In: UEH 3 (1957) Nr. 2.
- 11 Otto Thamm, Allerlei Militaria aus vergangenen Tagen. In: UEH 13 (1933) Nr. 6.
- 12 Andrzej Kopiczko, Duchowienstwo katolickie diecezji warmińskiej w latach 1821-1945. Czesc 2: Słownik. Olsztyn 2003, S. 65.
- 13 Franz Dittrich, Das ermländische Volksschulwesen zu Ende des 18. Jahrhunderts. In: ZGAE (1913) S. 9.
- 14 Hans Steffen, Die soziale Lage der Pfarrgeistlichkeit im Deutschordensstaate. In: ZGAE 23 (1929) S. 27 ff.
- 15 Visitation 1835, § 33.
- 16 Augustin Kolberg, Die Dotation des Bistums Ermland vor und nach 1772. In: ZGAE 9 (1891) S. 352f.